

ELARD HUGO MEYER

1837—1908.

Gedenkblätter von Fridrich Pfaff

Mit einem Bilde.

Am 11. Februar 1908 ist zu Freiburg ein Mann dahingeschieden, dessen Tätigkeit für unsere badische Heimat von besonderer Bedeutung geworden ist, nachdem seine allgemein-wissenschaftlichen Werke seinen Ruf in allen dem germanischen Altertum zugewandten Kreisen längst gesichert hatten. Der Badische Verein für Volkskunde hat Elard Hugo Meyer auf Vorschlag durch den Verfasser dieser Würdigung neben dem Maler Wilhelm Hasemann, in richtiger Erkenntnis der Bedeutung beider Männer, freudig und einstimmig zum Ehrenmitglied ernannt, und als der Gelehrte im Jahre 1907 seinen siebenzigsten Geburtstag feiern konnte, vereinigten sich Regierung, Hochschule und Verehrer in den herzlichsten Glückwünschen. E. H. Meyer hat ein Leben, reich an froher Arbeit und Erfolg, aber auch an Krankheit und Schmerzen gelebt, allen die ihn kannten, war er eine achtens- und liebenswerte, mindestens jedoch eine nicht zu übersehende Erscheinung von ausgeprägter Eigenart. Neben seiner gehaltenen und ruhigen, echt niederdeutschen Umgangsart ging eine hohe Begeisterungsfähigkeit, leicht hingerissen und dann selbst hinreißend, einher, gemischt mit heller Heiterkeit, die hie und da auch nicht ohne sarkastische Spitzen war. Noch liegt mir sein fröhliches Lachen im Ohr. Wie sehr ist es zu bedauern, dass mannigfache, schwere, schmerzvolle Krankheit diese sonnige Freude nur zu oft gedämpft hat! Aber auch in hellem Zorn konnte er aufwallen, wie es einem rechten Mann an der rechten Stelle wol ansteht.

Die „Alemannia“ und die den alten Badischen Verein für Volkskunde umfassende „Badische Heimat“¹⁾ erfüllen eine Ehrenpflicht, wenn sie hier dem Dahingeshiedenen Worte des Gedenkens widmen — die leider durch die verschiedensten widrigen Umstände verspätet erscheinen.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, Hugo Meyers gesamte wissenschaftliche Tätigkeit ganz eingehend

¹⁾ Der 1908 gegründete Verein für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege und Heimatschutz.

und kritisch zu würdigen. Ich lege mehr Wert auf das Persönliche und das Badische. Ganz wesentlich unterstützen mich darin die den Aufzeichnungen und Briefen des Dahingeshiedenen entnommenen, höchst dankenswerten Mitteilungen, die mir dessen Witwe, seine treue Pflegerin und Helferin, seine verständnisvolle Mitwanderin auf langem Lebensweg, Frau Elisabeth Meyer, geborene van Nes, anvertraut hat und die ich vielfach wörtlich benutzen konnte. Sie schrieb dazu: „So wehmütig wie anziehend war mir in diesen Tagen, mich zu versenken in den Briefen aus der Studentenzeit meines geliebten Mannes. Die alten Erinnerungen aus der schönen Jugendzeit lebten wieder auf, da seine Augen noch blitzten von Geist und Leben, und seine volltönende Stimme klang mir in den Ohren. Dass er, hier schwer leidend angekommen, doch nach Jahresfrist seine Schmerzen teilweise vergessen und überwinden konnte durch Wiederaufnahme der wissenschaftlichen Arbeit, und was er hier geschrieben und erwünscht und erstrebt, — wissen Sie aus seinem eigenen Munde und gemeinschaftlicher Arbeit, nicht wahr?“ Ja, ich weiß es und würdige es, und deshalb soll hier davon die Rede sein. Aber auch gerade aus seinem Urteil über andere wird seine Eigenart besonders klar hervorgehen, namentlich wenn es in seine eigenen Worte gekleidet erscheint.²⁾

Am 6. Oktober 1837 ist Elard Hugo Meyer in Bremen geboren — nicht aus dem großen reichen Geschlechte der Meier stammend, wie er oft scherzend erzählte, sondern nur ein Meyer aus kleiner Umgebung. Er war der Sohn des Obergerichtsadvokaten und späteren Notars, seit 1838 auch Stadtbibliothekars im Nebenamt, Dr. jur. Elard Meyer und dessen Ehefrau geb. Wienken und hatte sieben Geschwister — drei Brüder und vier Schwestern. 1850—56 besuchte er das Gymnasium und bezog 19 Jahre alt im Herbst 1856 die Universität Bonn, um Geschichte und Philologie zu studieren. Dort trat er bei der Burschenschaft Alemannia ein.

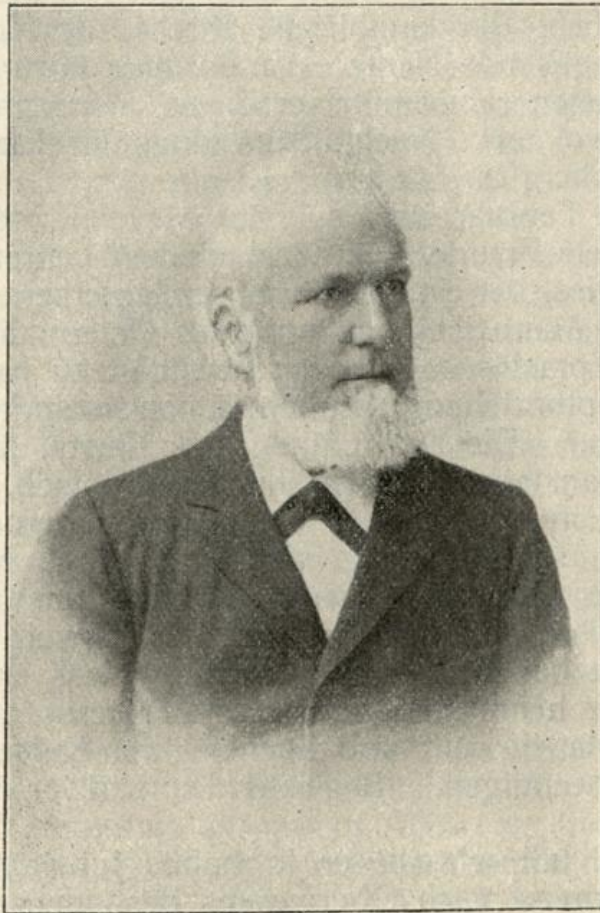
Am 9. November schreibt er:

„Bei Dahlmann höre ich Deutsche Geschichte von Karl V. an bis zur Gegenwart, viermal in jeder Woche. Der einundsiebzigjährige, ehrenfeste Mann hat eine helle

²⁾ Durch dankenswerte Mitteilungen haben mich auch unterstützt das Bremische Staatsarchiv, der Direktor der Universitätsbibliothek zu Halle, Herr Geh. Regierungsrat Dr. Gerhard, sowie der Direktor der Oberrealschule in Bremen, Herr Dr. Dietz, dessen Nachruf im Schulprogramm 1908, 944 ich einige Angaben entnehmen konnte. Ein von Friedrich Kluge verfasster Nachruf in den Freiburger Akademischen Mitteilungen 1908, Nr. 10 enthält gleichfalls eine kurze Würdigung von Meyers Person und Lebenswerk.



Stimme, tiefliegende Augen, große Nase und noch dunkles Haar. Er spricht aber langsam und oft eintönig, allein diese langatmigen und einförmig-stätigen Töne bringen häufig einen gar eigentümlichen Eindruck hervor, wenn er z. B. über die Wehmut redet, die uns bei der Betrachtung des deutschen Verhängnisses ergreift, wenn er wie ein alter Cato Censorius Russischer Geschichte nach der Aussage anderer über Katharinas Ausschweifungen das Gericht spricht, je langsam-monotoner, desto erschütternder. Endlich von den



großartigen Gedanken zu reden, die seine ganze Darstellung durchziehen, gestattet weder der Raum noch meine Neu-lingschaft.“

Bei Delius hörte Meyer englische Literatur und Shakespeares Leben und Kunst, bei Ritschl Vorlesungen über Aeschylus Sieben gegen Theben und Geschichte der griechischen Tragödie. Letztern schildert er als „von hagerer Statur und eingefallenem Gesicht, aber leuchtenden Augen“, mit „fadenscheiniger“ Stimme hält er höchst lebhafte und interessante Vorträge, an denen besonders die scharfe Kritik zu bewundern sei. Bei Otto Jahn, dem berühmten Biographen Mozarts, hörte der junge Student seine Einleitung

in die Archäologie. Des Franzosen Monnards Vorlesungen findet er oft wirklich völlig dramatisch und höchst lebendig, wenn auch etwas oberflächlich. Ein Kolleg bei Diez über gotische Sprache machte den Beschluss. Es waren so wöchentlich 21 Stunden, nicht zu viel, nicht zu wenig. Immer ging er freudig und gespannt ins Kolleg hinein und froh und belehrt wieder hinaus. Die Belehrung wird fortgesetzt im reichhaltigen Lesezimmer und durch Hausfleiß. Er hofft auch in nähere Berührung mit einigen Professoren zu kommen. Neu und fremdartig war ihm freilich das Studentenleben, die katholische Kirche, des Landes Sitte und die umgebende Natur. Am Sonntag hörte Meyer den ausgezeichneten Universitätsprediger Steinmeyer, was ihm „sehr wol tat“. Nachmittags gings mit den Alemannen nach Godesberg zu Sang und Klang.

Am 16. Februar 1857 schreibt Meyer: „Am Gotischen habe ich viele Freude, wie auch an dem Lehrer desselben, Professor Diez, der ein erst etwas schüchterner, später ganz zutraulicher Mann ist. Ich hoffe zu Ostern diese schöne, klangvolle Sprache so ziemlich bewältigt zu haben, ja sogar ihre Hauptbeziehungen zu den nächstverwandten Sprachen zu erkennen.“ Die Befürchtung des Vaters, dass er sich übermäßig anstrenge, klingt ihm fast ironisch, da er sich täglich viel in der schönen freien Natur herumtreibt und auch dabei schon geistig viel lernt durch Verkehr mit Leuten jeder Gesinnung, jedes Standes, aus allen Seiten Deutschlands, selbst aus England, der Schweiz und Italien. Am 9. März berichtet er seinem Vater, dass er wol schon am 20. März heimkehren werde: die Professoren seien hier „über alle Maßen faul“ und suchen ihren Kursus baldmöglichst zu beendigen. Begeistert spricht er von seinen Freunden.

Am 10. Juli schreibt er in hohen Jubeltönen von der ersten Rheinreise nach Oberwesel. Besonders kultiviere er noch das Gotische, sei auch fleißig im Italienischen und Spanischen. Im Herbst will er nach Tübingen, wohin ja auch Otto Jahn berufen worden war. Täglich spiele er mindestens eine Stunde Klavier. Auch unter seinen Kameraden seien mehrere tüchtige Musiker. Die Burschenschaft suchte ihn auch noch für den Winter in Bonn zu fesseln, aber „es scheint mir das Opfer an Zeit und Geld, das ich in diesem Falle ohne Frage bringen müsste, nicht gering zu sein, wie es mir denn auch richtig zu sein dünkt, dass es hinreicht, ein Jahr des Studentenlebens mehr mit der Außenwelt verkehrt zu haben, als ein wirklicher Stud. literarum hinter Lampe und Dintenfass gewesen zu sein.“

Meyer hat die Verbindung mit der Burschenschaft später nicht weitergepflegt.

Im Oktober 1857 kam er nach Tübingen, das ihm, trotzdem es so „bucklicht“ ist, trotz seines „fabelhaften Schmutzes“, seiner „traurigen Beleuchtung“, sehr gefiel. In den Gassen bemerkt man die Zubereitung des Weins, es duftet eine Straße, in der mindestens 40 sehr große Kübel die ganze Länge einnehmen, überall süß von dem jungen Rebensaft. An den Trachten, an den Zöpfen der jungen hübschen Schwabenmädchen freute er sich. Ueberall findet er eine gewisse Gemütlichkeit und Naivetät. Das liebe Vieh lebe auf den Straßen, man müsse sich in acht nehmen, keine zudringlichen Tauben totzutreten oder nicht von einer bejahrten Sau rittlings davongetragen zu werden. Auch die deutsche Titulierung und gar gewissenhafte Nennung des ganzen Titels mit genauer Scheidung von „Ober-“ und „Unter-“ sei naiv. Auf einem Honoratiorenball haben mehrere Fräuleins seine Sprache gar nicht verstanden; aber trotz dieses tragischen Umstands habe er sich sehr vergnügt. Bei Professor Teuffel, der „ganz gründlich, aber bisweilen auch etwas ledern und eintönig“ war, hörte er, auch bei Hirzel und Rapp, der ihn in das Serbische einweihte, wodurch er alle anderen slavischen Gebiete leicht zu überblicken und das Deutsche von einer andern Seite, in einem neuen Verwandtschaftsverhältnisse zu sehen hoffte. Auch über Calderons *Magico prodigioso* hörte er bei Rapp, ferner bei Adelbert Keller Deutsche Grammatik und Alt-sächsisch, bei Holland über Dante. Sehr entzückt ist er von Max Dunckers Vorlesung über die französische Revolution. Auch hörte er Beck über die kleinen Propheten und Bauers neueste Kirchengeschichte. Als die besorgte Mutter die Vermutung ausspricht, dass es ihm dort doch wol nicht so gut gefalle wie in Bonn, kommt die Antwort, freilich entbehre er die alten Bonner und Bremer Freunde; allein der Umgang mit dem „herzigen Völkchen der Schwaben“ biete einigermaßen Ersatz und die immer tiefere Erkenntnis, dass das Deutsche Volk so reich begabt und doch so verschieden gestaltet sei in Sprache, Sitte und Anlage, und doch immer Deutsch bleibe, wie wol kein anderes Volk solche Vorzüge aufzuweisen habe. Denn was unser Messias-sänger von der Sprache allein singt:

„Sie ist — an mannichfalter Uranlage
zu immer neuer und doch deutscher Wendung reich“,
das könne man auf das ganze Volk anwenden.

Im Sommersemester hörte er Sanskrit bei Roth, bei Rapp vergleichende Grammatik und Erklärung des Macbeth,

bei Keller Deutsche Literaturgeschichte, bei Fichte Geschichte der neuern Philosophie, bei Palmer Pädagogik, bei Öhler über die Psalmen. Anschaulich beschreibt Meyer ein liebliches Maifest, zu dem aus allen Gassen auf den Markt festlich geschmückte Kinder strömten, die Mädchen in hellen Kleidern mit Kränzen ums Haar, die Knaben mit großen, mit Pfingstrosen und Tulpen durchflochtenen Pappelzweigen. Nachdem ein Choral geblasen war, zogen sie geordnet mit Musik und Gesang auf den Schießplatz, wo alles, Professoren und Bauern, Studenten und Handwerker, Jung und Alt, Arm und Reich die Freude der Kinder teilte. —

Der Herbst 1858 führte Meyer nach Berlin. Sein erster Besuch galt Jakob Grimm. „Der hohe Greis, schreibt er, war sehr freundlich gegen mich; Brust, Augen und Gehör scheinen durch Alter und kolossale Arbeiten sehr gelitten zu haben. Er äußerte auch selbst, dass er ohne diese Mängel noch öffentlich vortragen würde. Sein Gedächtnis muss noch immer gewaltig sein; so erinnerte er sich noch von seinem kurzen Aufenthalt in Bremen, dass wir, als er die Stadtbibliothek besuchen wollte, gerade einen Ausflug hatten machen wollen und er dort auf dem Hausflur Dich und uns Kinder angetroffen hatte. Er wohnt mit seinem Bruder brüderlich zusammen, sie trinken in öffentlichen Lokalen sogar aus einem Glas“. Meyers Hoffnung, noch mehr mit „diesem Genie“ zusammenzukommen, erfüllte sich.

Bei Massmann hörte er Handschriftenkunde. Beim Studium der Urkunden überließ dieser die Zuhörer fast ganz ihrem Schicksale, d. h. ihren eigenen Fähigkeiten, höchstens, dass er leise Andeutungen gab. Auch Massmanns Nibelungenvorträge wurden gehört, ferner bei Moritz Haupt Tacitus Germania und altdeutsche Lieder und Bücher des 11. und 12. Jahrhunderts — „äußerst lehrreich und anziehend“; weiter Bopps vergleichende Grammatik des Griechischen, Lateinischen und Deutschen, bei Steinthal allgemeine Grammatik und philosophische Betrachtung der Sprache.

Im März 1859 schreibt Meyer: „Jetzt hat sich auch dieses Semester abgerollt, in welchem ich, wie es mir vorkommt, mindestens ebensoviel gelernt habe als in den vier vorigen zusammengekommen. Nach reiflicher Ueberlegung habe ich aus dem neuen Katalog Folgendes ausgesucht: Haupt, Jlias, Neidhart von Reuenthal; Müllenhoff, deutsche Grammatik und Uebungen; Massmann, Geschichte der Universität; Richthofen, Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte; Hirsch, Deutsche Geschichtsschreiber des Mittelalters. Du siehst, dass ich immer bestimmtere und engere

Kreise beschreibe, um in einem derselben immer heimischer und sicherer zu werden“.

Im Dezember 1859 wird von regem, interessantem Verkehr mit Müllenhoff und von der neuen Bekanntschaft mit Dr. Mannhardt berichtet. „Müllenhoff ist auf dem Katheder wie auf dem Sopha geistvoll, gemütlich und liebenswürdig wie immer; er macht uns fortwährend auf dankbare Aufgaben für unsere Tätigkeit aufmerksam, erfreut uns stets von neuem mit den schönsten Resultaten seiner letzten Forschungen; kurz der Umgang mit ihm ist in jeder Weise bildend und anziehend. Sein gerader, biederer holsteinischer Sinn, sein Mannesstolz und Deutsche Kraft erhebt jeden, der ihm, dem scheinbar schroffen, abstoßigen, etwas näher tritt, besonders da alles so schlicht und einfach hervorkommt. Er erscheint mir jetzt als der Hort der deutschen Sage, nachdem von dem Grimmschen Brüderpaar das wenig jüngere Glied hinübergegangen ist. Nicht wird wie bei Alexander von Humboldt Jakob seinen teuren Bruder noch viele Jahre überleben: sie waren zu eng verbunden“. Im Februar 1860 erzählt Meyer von einer Einladung Mannhardts³⁾ zu einer wöchentlichen Zusammenkunft alle Sonntag beim Bier, zu welcher auch Dr. Kuhn „der erste der jüngeren Sprachvergleichler“, Dr. Gosche, Privatdozent für allgemeine Literaturgeschichte, Dr. Nöldecke, „der zweiundzwanzigjährig neulich den Preis bei der Pariser Akademie sich errungen hat über den Koran“, kommen. Er fährt fort: „Berlin zählt zu seinen Angehörigen drei Historiker, die zu den Größen rechnen: Ranke, Duncker, Droysen, dazu lebt Mommsen hier. Das Studium der Geschichte hebt sich auffallend, hoffentlich zum Heile des Vaterlandes. So möge auch das ebenso wichtige und einflussreiche Studium der Deutschen Sprachkunst und Sitte aufblühen, das so viele Einbuße in letzter Zeit erlitt“.

Im April 1860 ist die Dissertation „bald fertig“ und verschiedene Lebenspläne werden gemacht um bald den eigenen Lebensunterhalt zu verdienen. Meyer denkt daran Hauslehrer in Berlin zu werden und sich dort als Privatdozent zu habilitieren, oder eine Schulstelle in Bremen zu suchen. Zunächst werde es in der Stellung wol etwas kümmerlich sein, er werde sich aber so eifrig bestreben schultüchtig zu sein wie seiner Deutschen Wissenschaft mit Leib und Seele zu dienen. An einer niederdeutschen Grammatik,

³⁾ Im Sommer 1860 hörte M. bei Mannhardt eine Vorlesung über vergleichende Mythologie, in welcher dieser „die Entstehung der Mythen aus den Apperzeptionen himmlischer Naturerscheinungen“ darlegte. Anz. f. D. A. XI, 144.

die historisch und mit Bezugnahme auf die andern deutschen Sprachen, vom Heliand bis zu den neuesten plattdeutschen Erzeugnissen, diesen so sehr wichtigen, eigentlich noch nirgends wissenschaftlich behandelten Dialekt in seinen Schicksalen und Wanderungen darlegt, denkt er wahrscheinlich zuerst seine Kräfte zu messen. „Die althochdeutschen Mundarten harren auf eine gleiche Behandlung, und das Mittelhochdeutsche in allen seinen Vertretern kritisch zu Tage zu fördern, daran müssen noch Jahrhunderte arbeiten.“ Kleinere Arbeiten auf diesem Gebiet würden jene größere angenehm unterbrechen. „Die gehörige Vorschule zu solchen schweren Arbeiten habe ich genossen, weiteren Fortschritt wird Müllenhoff gern unterstützen.“ „Müllenhoff war mit meinem Plane, vorläufig in die Heimat zu ziehn, ziemlich zufrieden, riet mir aber, dann nach Verfluss einiger Jahre, zur Universität überzugehn, er wolle für mich sich bemühen, vielleicht ließe sich in Bonn etwas machen. Ferner wolle er sich umsehen, ob mir vielleicht von München aus einige Arbeiten, deren viele für mich passende in Aussicht stünden, zukommen könnten. Endlich hat er mir auch schon etwas Festeres in die Hand gegeben, indem er sich bereit erklärt hat, mit mir vereint ein Buch in die Welt zu schicken. Er will nämlich den Alphart herstellen, ich soll die Rabenschlacht und Dietrichs Flucht übernehmen.“

Im Juni 1860 ward ihm nun eine Stellung als Hilfsarbeiter bei Johann Martin Lappenberg in Hamburg angeboten. Der Geschichtsforscher Lappenberg, geboren zu Hamburg 1794, war 1823 bis 1863 Archivar der Stadt Hamburg, er ward Mitglied der historischen Kommission der Münchener Akademie und verfasste eine Reihe hansischer Geschichtswerke. Auch der Deutschen Dichtung widmete er seine Tätigkeit, und beschäftigte sich mit dem Fräulein von Klettenberg, mit Murner, Laurenberg, Paul Fleming und Klopstock. Er war damals seines Augenlichts fast beraubt. Stets hat Meyer mit der größten Hochachtung und Anhänglichkeit von Lappenberg geredet. Zunächst wurde seine Hilfe verlangt für die Herausgabe des Helmold, des Arnold von Lübeck und ähnlicher Chroniken in den Monumenta Germaniae, auch für Paul Fleming. Für andere Privatarbeit werde nur wenig Muße bleiben. Müllenhoff meinte freilich, dies werde nur für die erste Zeit gelten, bis Meyer sich mehr in die Arbeit hineingelebt habe. „Der Sonntag und die Abende sowie der frühe Morgen und einige Pausen bleiben natürlich für mich, außerdem bewege ich mich stets in lehrreichen Sachen.“ Er nimmt also die Stellung an und berichtet

schon im Dezember vom Wachsen der Freundlichkeit Lappenbergs, der ihm, wenn nicht Eile notwendig ist, vertrauensvoll gehörige Zeit und Freiheit lässt und sich sogar für seine wissenschaftlichen Privatarbeiten interessiert. Anziehende Gesellschaften werden mitgemacht, aber solche gesellige Freuden überwiegt die stille häusliche Arbeit. „Wie dankbar bin ich dem lieben Gotte, dass er mich in eine rastlose geistige Tätigkeit geworfen hat. Die schönsten Stunden sind mir doch immer die, wo eine Wahrheit nach der andern sich enthüllen muss, besonders wenn die eigene Hand die Decke wegreißt.“

In diesen Stunden hat er auch seine Dissertation vollendet: *Specimen quaestionum de poesi joculariora Rhenana saeculi duodecimi*, auf Grund deren er am 27. Juli 1860 an der Universität Halle zum Doktor der Philosophie promoviert wurde. Über ein Menschenalter ist er, wie wir sehen werden dem Gegenstande, der Spielmannsdichtung des 12. Jahrhunderts, treu geblieben und ist immer wieder, wie auf eine alte Liebe, auf ihn zurückgekommen. Leo prüfte ihn in altdeutscher Sprache und Literatur, sowie in Geschichte, Erdmann in Philosophie. Das Protokoll bezeugt ihm eine *laudabilis cognitio*. Die nach dem Brauche der Zeit lateinisch geschriebene Dissertation ist, was damals in Halle noch möglich war, nicht gedruckt worden. Ihr Inhalt ist wol in Meyers zuerst veröffentlichte germanistische Aufsätze übergegangen. Die drei ersten Arbeiten, sagt Meyer selbst, über *Spielmannslieder*, *Tandarois* und *Rother* seien in Haupts Zeitschrift erschienen. Dass er sich dabei, in guter Gesellschaft wie Grimm, Dietrich, Müllenhoff und Mannhardt bewegte, gereichte ihm zur höchsten Freude.

Die Erinnerung trägt hier den Schreiber ein wenig, denn nur zwei Arbeiten waren es. Zuerst erschien die noch aus Bremen 18. August 1860 datierte kürzere Untersuchung „*Ueber das Alter des Orendel und Oswald*“⁴⁾, in der auch *Morolt* und *König Rother* zum Vergleich herangezogen sind. Eine besondere *Rother*arbeit von Meyer besteht nicht. Wol hat aber Müllenhoff im selben Band⁵⁾ über *Rother-Osantrix* gehandelt, und es wäre möglich, dass Meyer an den hier zusammengetragenen Zeugnissen Anteil hätte.

Die zweite Abhandlung, datiert Hamburg 20. April 1862, führt die Ueberschrift „*Ueber Tandarois und Flordibel*, ein

⁴⁾ Z. D. A. XII (1865), 387.

⁵⁾ S. 344—354.

*Artusgedicht des Pleiers*⁶⁾. Meyer untersucht hier den Wert der drei Romane des Pleiers Tandarois, Garel und Meleranz, findet in ihnen einen Sammelplatz von Reminiszenzen aus andern Dichtern, Einmischung von Personen und umliegenden Oertlichkeiten, Entstellung heimischer Sagen und schlechte Erfindungen und schließt: „über seinen Werken liegt noch ein schwaches Abendrot vom vergangnen herrlichen Tage her, eine trübe, kalte und unfruchtbare Dämmerung zieht bereits über sie hin“.

In die Hamburger Zeit fällt auch die Vollendung einer Abhandlung, die leider als ein Irrgang bezeichnet werden muss, zumal es sich hier nicht allein um Verschiedenheit von Grundanschauungen, wie etwa bei mythologischen Untersuchungen, beim Ringen um eine werdende Wissenschaft handelt. Während Meyers naturmythologische Anschauungen heute noch von nicht wenigen und besonders von der Schulwissenschaft geteilt werden, muss seine Schrift „*Walther von der Vogelweide identisch mit Schenk Walther von Schipfe*. Eine auf Urkunden gestützte Untersuchung“ (Bremen 1863) als verfehlt und abgelehnt gelten. Der junge Forscher hatte sie Franz Pfeiffer gewidmet, diesem in einem Vorworte seine Sünden vorgehalten, ihn zur Umkehr ermahnt, und sich also damit in den tobenden Kampf der Germanisten gestürzt, der heute noch nicht ganz ruht und dessen Annehmlichkeiten auch ich genügend zu kosten bekommen habe. Pfeiffer fertigte die immerhin etwas seltsame Anmutung kurz und grob ab und erklärte es für überflüssig auf das Wissenschaftliche einzugehn⁷⁾. —

Der Aufenthalt in Hamburg währte zwei Jahre unter anstrengendster geistiger Arbeit sowol für Lappenberg als auch für M. selbst. Nach dem ersten Jahre schreibt er: „Ich bin zufrieden mit den Ergebnissen dieses ersten unstudentischen Jahrs, stolz auf den eigenen Fleiß, dankbar meinem guten Gotte, der mir ungeschwächte Gesundheit, treffliche Unterweisung, ein holdes sicher leitendes Glück, der mir, was das beste ist, immer neue glühende Begeisterung für das gibt, was allein würdig ist ein Menschenleben vom Anfang bis zu Ende zu erfüllen. Dieser Freude verzeihe auch, dass ich die alten Geschichten stets von neuem vortrage. Zweierlei entbehre ich hier am schmerzlichsten: die volle Freiheit, die ich nicht missbrauchen würde, und Leute, mit denen ich meine Gedanken austauschen könnte. Mein alter Lappenberg ist denn doch nicht Kenner

⁶⁾ Z. D. A. XII (1865), 470.

⁷⁾ Germania VIII (1863), 127.

genug und so großartige Probleme wie die meinen, würden ihn gleich um meine Teilnahme an seiner Arbeit besorgt machen. Es fallen immer einige Stunden in der Woche ab, wo ich ganz frei bin, mich ungestört meiner Wissenschaft in die Arme werfen kann. Und die Kraft stählt, dass man zwei Karren mit fortbewegen muss, den einen worauf der Deutsche Historiker Lappenberg, den anderen worauf der Deutsche Altertumsforscher Meyer sitzt“. —

Des Vaters zunehmende Kränklichkeit und Sehnsucht nach dem geliebten Sohn veranlasste ihn dann das Verhältnis zu Lappenberg zu lösen und nach seiner Vaterstadt Bremen überzusiedeln. Obwol ihm noch keine feste Stelle in Aussicht gestellt war, vertraute er auf sein gutes Glück, das ihm immer noch fortgeholfen hatte. Und wenn es dort nicht gelang, so glaubte er doch zuverlässige Mittel in sich zu tragen, die ihn durchbringen würden. Nur das Eine scheine ihm für eine gebührende Entwicklung und Verwertung seiner Kräfte notwendig, dass er sich auf seine eigenen Beine stelle und nicht auf den guten Willen anderer lauern müsse. Zunächst ward er Ostern 1863 Hilfslehrer an der Vorschule der höheren Lehranstalt, Ostern 1864 an der 2. Stufe derselben, der Handelsschule. Das zu einer staatlichen Anstellung nötige Schalexamen wurde rühmlich bestanden. Ostern 1865 ward er ordentlicher Lehrer der Hauptschule. Seine Lehrtätigkeit in Bremen hat alle Klassen umfasst von dem sechsjährigen Knaben bis zur Prima der Handelsschule. Dazu gab er Privatunterricht in Mädchenschulen bis zum Lehrerinnenseminar. Knaben und Mädchen, Groß und Klein, hingen mit begeisterter Liebe an ihrem Lehrer, dem das Unterrichten die größte Freude war und der in jeder Stunde sein Bestes gab, voll heiliger Begierde die Jugend zu bilden, Geist und Herz zu veredeln. So legte er auch höchsten Wert auf den Religionsunterricht, der von manchem anderen Lehrer so ungern erteilt wurde. So wie er die Seele seines Volks erfasste und in späteren Jahren Ausdruck dafür gefunden hat, so hatte er das innigste Verständnis für das jugendliche Gemüt und wusste es dadurch an sich zu fesseln, er verstand streng und ernst zu tadeln, wo ihm Gemütsroheit und stumpfe Faulheit entgegentrat, unterschied diese aber streng von jugendlichem Uebermut und kindlichen Unarten. Durch frischen Humor und unerwartete Fragen und Wendungen wusste er, wenn die Aufmerksamkeit sank, den Unterricht neu zu beleben. Und wenn ihn in späteren Jahren auch oft heftige Gesichtsschmerzen quälten, so kräftigte sich doch Körper und Geist stets von neuem, wenn er vor seine Klasse

trat, so dass kein Schüler bemerkte, dass ein Kranker vor ihm stand, der sich nur mit äußerster Willenskraft aufrecht erhielt.

Außer dieser angestregten und liebevollen Lehrtätigkeit entfaltete Meyer noch großen Eifer für volkstümliche Vereine — so auch im Protestantenverein — und hielt viele Vorträge. Auch die wissenschaftliche Tätigkeit ruhte nicht, unermüdlich sammelte er, wenn es ihm auch damals an Zeit zur Ausarbeitung gebrach. Durch diese unaufhörliche geistige Anstrengung, die nur einmal im Jahr durch eine fünfwöchige Ferienreise unterbrochen wurde, ist wol der Grund zu seinem schweren Nervenleiden gelegt worden, das ihn dann schon im Jahre 1882, also im fünfundvierzigsten Lebensjahre, zwang sein geliebtes Lehramt niederzulegen.

Trotz alles amtlichen und häuslichen Fleißes war Meyer kein Stubenhocker. Er wanderte gern und viel. Die Ferienreisen führten ihn gewöhnlich in die Alpen Tirols oder der Schweiz, die er als unermüdlicher Fußgänger mit höchstem Genuss durchstreifte. Aber auch der norddeutschen Ebene wusste er ihre Reize abzugewinnen, auch sie erregte seine Dichternatur, die Sinn hatte für das Kleinste wie für das Größte. Aehnlich hat er später, während seines Freiburger Aufenthalts, als die qualvolle Krankheit eine Zeitlang minder heftig war, den Schwarzwald durchwandert und Stoff für die volkskundlichen Forschungen des Lebensabends gesammelt.

1867 veröffentlichte Meyer ein Leben Lappenbergs, 1868 als Osterprogramm der Hauptschule zu Bremen die Abhandlung „Roland“, über die der Mythologe Adalbert Kuhn zustimmend schrieb⁸⁾: In meist überzeugender Weise sucht der Verfasser statt der bisher versuchten historischen Anschauung der Rolandsage mythischen Niederschlag in derselben nachzuweisen und fasst auf S. 13 das Resultat seiner Untersuchung dahin zusammen, „dass der fränkischen Rolandssage ein Mythos von einem Gotte Hruodo oder Rodo zu Grunde liegt . . . nur so viel wird sicher sein, das hierin Dargestellte ist der Kampf des Lichtes und des Dunkels während der Sonnenwende oder vielleicht noch besser während der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche.“ Roland, Irmin und Ziu seien nur verschiedene Namen des einen Sonnengotts. Kuhn trägt Einzelheiten aus der Deutschen Sage, aus Nordjütland und aus der altindischen Ueberlieferung nach.

⁸⁾ Z. D. Ph. I (1869), 491.

In unmittelbarem Zusammenhang mit der Rolandabhandlung steht als eine Art Fortsetzung Meyers Aufsatz „*Ueber Gerhard von Vienne. Ein Beitrag zur Rolandssage*“, abgeschlossen März 1870.⁹⁾ Der junge Forscher will hier aus dem altfranzösischen Gerard de Viane neues Licht über das Wesen der Rolandssage schöpfen. Er klagt zu Eingang über das Fehlen wesentlicher Hilfsmittel, wie des berühmten 22. Bands der *Histoire littéraire* mit Paulin Paris immer noch unentbehrlichen Mitteilungen, wie der nicht minder berühmten *Histoire poétique de Charlemagne* von Gaston Paris, der *Epopées françaises* von Gautier. „Oliviers und Rolands Kampf . . . habe ich aus mehreren Gründen auf das herbstliche Ringen des Sonnengottes mit dem Wintergotte gedeutet. . . . Im Gerhard von Vienne dagegen haben wir die *Frühlingsschlacht* jener beiden Heroen vor uns, denn Roland siegt und gewinnt hier erst Audes Hand. In meiner Rolandsabhandlung wagte ich noch nicht dieser Göttin ins Gesicht zu sehen, jetzt aber, glaube ich, muss gerade sie uns tiefer in das Verständnis des burgundischen Mythos hineinführen.“ Aude muss eine Frühlingsgöttin sein, die der Sonnengott den ihr verwandten Mächten des Winters entführt. Die verschiedenartigsten Sagen, Ueberlieferungen — ich nenne nur Richmodis von Aducht in Köln — werden dafür ins Feld geführt. Wenn Gaston Paris in der *Revue critique*¹⁰⁾ Einspruch erhoben habe gegen die Herleitung der Rolandssage aus dem germanischen Mythos, so werde er wol in diesem neuen Beitrag zur Rolandssage einen vollkommen ausreichenden Beweis für Meyers früher ausgesprochene Ansicht anerkennen. —

Eine große und schöne Aufgabe ward Meyer in jener Schulzeit anvertraut, als die Grimmschen Erben ihm die Ausgabe der vierten Auflage von Jakob Grimms *Deutscher Mythologie* übertrugen. Im Vorwort (Weihnacht 1877, S. V) kennzeichnet er selbst diese Aufgabe so: Meine Arbeit bestand darin, die Masse von Zitaten und Andeutungen, Gedanken und Einfällen, je nach ihrer Beziehung zum Texte des Handexemplars, in passende Gruppen zu sondern und durch die bloße Anordnung oder auch durch ein paar erläuternde und verknüpfende Worte in einen verständlichen Zusammenhang mit einander zu setzen. Soweit es mir möglich war und nötig schien, prüfte ich die Richtigkeit der Zitate. Waren die Quellen gar nicht oder ungenau angeführt, so bemühte ich mich, sie aufzu-

⁹⁾ Z. D. Ph. III (1871), 422.

¹⁰⁾ 12. Febr. 1870.

finden oder bestimmter zu bezeichnen. . . . Sonst fügte ich noch neu Hinweise auf Grimms eigne Schriften hinzu, um sein mythologisches Wissen in diesem [3.] Ergänzungsbande möglichst zu vereinigen.“

Auch seine Lebensbeschreibung des berühmten alten Bürgermeisters von Bremen Smidt erschien in jener Zeit. Auf diese, sowie auf Veröffentlichungen im Bremer Jahrbuch, kann ich hier nicht eingehen.

1876 war Meyer zum Professor und Vorsteher der Handelsschule in Bremen ernannt worden, die unter seiner Leitung zur Realschule erster Ordnung (Realgymnasium) ausgebaut ward. 1880 erhielt er den Titel Direktor.

Die Gesichtsschmerzen, die sich bereits seit Jahren bei Meyer eingestellt hatten, waren in unerträglicher Weise gewachsen, so dass er, wie schon gesagt, im Jahre 1882, auf den 1. April, sein Lehramt in Bremen völlig aufgeben musste. Es war eine hartnäckige und besonders schmerzhaftes Trigeminusneuralgie, die ihn plagte. Keine Kur hatte dauernde Heilung erzielt, sogar die Ausschneidung des Nerven mit Durchmeiselung des Jochbeins hatte nur vorübergehende Besserung gebracht. Von gänzlicher Ruhe im milderen Süden schien eher etwas zu hoffen sein, und so wandte sich Meyer 1882 nach Freiburg im Breisgau. Von Bremen nahm er Abschied durch eine vom Juli 1882 schon aus Freiburg datierte Abhandlung über *die Sprüche des Bremischen Ratsstuhls*¹¹⁾, die er nach der handschriftlichen Chronik des Johann Renner mitteilt, da der Stuhl bis auf zwei Lehnenhälften zur Zeit der französischen Herrschaft am Anfang des 19. Jahrhunderts zerstört worden ist. Er sucht die Quellen der Sprüche in der Bibel, dem Freidank und den Disticha Catonis und würdigt auch die künstlerische Ausstattung des Stuhls. Der Aufenthalt in der damals noch recht stillen schönen Breisgaustadt, die Freiheit von Amtsgeschäften übten eine beruhigende Wirkung aus, so dass der fleißige Mann seinem innern Drange nach Tätigkeit auch dort noch Genüge leisten konnte. Als Bibliotheksbeamter habe ich — zur selben Zeit nach Freiburg gekommen — ihn damals kennen gelernt. Man möge verzeihen, wenn in der Folge auch von mir selbst die Rede sein wird. Da ich namentlich in jenen ersten Jahren des Freiburger Aufenthalts und später wieder bei gemeinsamer volkskundlicher Tätigkeit viel mit ihm verkehrt habe und wir beide uns gerade in mythologischen Dingen viel gegeneinander ausgesprochen und damit gegenseitig beeinflusst haben, so kann ich nicht

¹¹⁾ Z. D. A. XXVII (1883), 33.

wol davon absehn. Zudem bin ich der Volkskunde in Baden Aufschlüsse über ihre Anfänge schuldig.

In meinem Dienste hatte ich Gelegenheit Meyer in mannigfacher Weise zu unterstützen, was er um so mehr schätzte, als es ihm verwehrt worden war die Bibliothek nach Art der Universitätslehrer in den Büchersälen selbst frei zu benutzen. Die Freiburger Universitätsbibliothek befand sich damals in besonders kleinen Verhältnissen. Die Beamten-schaft war sehr gering an Zahl. Die Aufstellung der Bücher war aus Raumangel höchst verwickelt. Die Kataloge waren alt und veraltet. Das Lesezimmer bot nur sehr wenig Raum, so dass man mit vielen Büchern darin unmöglich arbeiten konnte. Dabei waren die Ausleihebestimmungen ebenfalls eng und drückend. Und endlich waren die Mittel zur Anschaffung von Büchern gänzlich unzureichend, so dass große Lücken entstanden. Zudem galt die germanische Philologie -- wie bei manchen Leuten heute noch -- damals durchaus als Nebensache. Wären nicht die aus den Klosterbibliotheken stammenden Schätze an alten Drucken und wäre nicht das sehr reichhaltige Vermächtnis des verdienten Germanisten Franz Karl Grieshaber gewesen, so hätte der Deutsche Altertumsforscher zu Freiburg im Breisgau einen schweren Stand gehabt. Für mich war jene Zeit mehr als jede andere eine Schaffens-, aber auch eine Leidenszeit.

Ich selbst hatte die Universität in ähnlicher Weise wie Meyer zur Ausbildung in den verschiedensten Fächern der Altertumswissenschaft benutzt und mich dann ganz der in fröhlichem Tatendrang aufblühenden junggrammatischen Richtung angeschlossen. Meinem besonders in wissenschaftlichen Dingen konservativen und vorsichtigen, nur auf sichere Tatsachen sich stützenden Sinn wollte die „Mythologie“ am wenigsten von allen Zweigen meiner Wissenschaft gefallen. Gerade Altnordisch hatte ich vom ersten Semester an besonders eifrig getrieben und früh erkannt, dass es sich dabei um eine besondere, einseitig ausgebildete Kultur handele, die in keiner Weise mit dem germanischen Altertum im allgemeinen gleichzusetzen war, wie es leider besonders in der Mythologie geschah¹²⁾. Auch die kritiklose Quellenbenutzung machte mir die Mythologie besonders verdächtig. Sagen,

¹²⁾ Mein Lehrer Karl Bartsch in Heidelberg lehrte Mythologie (ich hörte sie bei ihm im S. S. 1879) vom nordischen Standpunkte aus. Sonst war er doch in Vielem der Zeit voraus und hatte z. B. auch für Philologie und Altertumskunde schon die heute von andern aufgegriffene oder selbständig gefundene richtige Bezeichnung „Kulturwissenschaft“ angewandt (Enzyklopädie des germanistischen Studiums

Märchen, Rechtspruchwörter, Volkslieder sammelte ich längst und schätzte sie besonders nach ihrer dichterischen Seite. Aber die junggrammatische Richtung hatte ja an das Leben, an die gesprochene Mundart angeknüpft. Also lag es nahe auch für die Mythologie dasselbe zu tun.

Das war für mich die Vorbereitung zu meiner Bekanntschaft mit Elard Hugo Meyer. Damals war er noch sehr leidend und musste sich in jeder Beziehung Zwang auferlegen. Ich tat dasselbe gern freiwillig, wenn ich mit ihm zusammen kleine Abendspaziergänge auf ebenem Wege mit vielen Ruhepausen machte. Ich lernte damals viel von ihm und kam von meiner immerhin einseitigen Verachtung der „Mythologie“ zurück, die schließlich so weit gegangen war, eigentliche Mythen gar nicht mehr zu glauben. Meyer war damals, wie wir bereits sahen, von Mannhardts Lehre erfüllt. Und gerade Mannhardt hatte ja das Leben, Volksglauben und Volksbrauch, in den Mittelpunkt seiner Lehre gestellt und die Vegetationsgeister zu den Ahnen der gesamten Götterwelt gemacht. So war auch Meyer damals durchaus der Ansicht, dass aller Götterglaube auf Naturmythen, auf Beseelung der Natur beruhe. Ich habe damals manchen harten Streit mit ihm ausgefochten, der jedoch, da wir beide einander als heißblütige Naturen kannten, verstanden und achteten, demgemäß auch ertrugen, stets in Heiterkeit endete. Ich selbst konnte mich niemals entschließen die alten literarischen und besonders dichterischen Quellen, sei es im Nordischen sei es im Deutschen, mit den neuen, meist mündlichen Ueberlieferungen gleichzustellen. Ich hatte mich, angeregt durch die Tätigkeit meines Erlanger Veters Friedrich Pfaff, mit Geologie, Urgeschichte und Vorgeschichte beschäftigt und sehr viele Reisewerke gelesen. Die Ausgrabungsberichte aus dem Norden schienen mir denselben oder einen ähnlichen Kulturzustand unserer Vorfahren nachzuweisen, den Berichte über manche lebende Völkerschaften auf niederer Kulturstufe, sogenannte Naturvölker, darstellen. Auf diese Weise Parallelen zu suchen, und von hier aus unter Berücksichtigung der Darstellungskunst der Verfasser die alten und neuen Quellen zu erklären, das schien und scheint mir der einzig richtige Weg zu mythologischer Erkenntnis. Mehrere damals neuerschienene Schriften von Julius Lippert hatten zudem großen Einfluss

S. S. 1878). Bartsch hat niemals „Schule gebildet“. Wie richtig das war, zeigen schlagend noch die heutigen unter dem Berliner Schulzwang leidenden Verhältnisse der germanischen Philologie. Aber Bartschs eigene, große und nachhaltige Verdienste sind dadurch vielfach in Vergessenheit geraten. Ich selbst werde ihm immer dankbar bleiben.

auf mich. In den Reiseberichten fand ich ganz allgemein, offen oder verdunkelt, den Seelenglauben, die Ahnenverehrung an der Wurzel aller Religionsvorstellungen. Hier war also, was die Junggrammatiker wollten, einesteils Anknüpfung an das Leben und andernteils ein greifbar abgerundeter Begriff als Untergrund für die religionsgeschichtliche Forschung vorhanden. Ich fand, dass doch erst schon eine Gottesvorstellung vorhanden sein müsse, wenn man einen Gott in Licht und Feuer, Wolken, Wind, Blitz und Donner suche. Dass also die Naturbeseelung eine spätere und höhere Kulturstufe darstellen müsse. Meyer bekämpfte diesen Standpunkt damals aufs heftigste. Ich erinnere mich besonders einer gemeinsamen Unterredung zwischen ihm, Hermann Paul, der damals amtlich die germanische Philologie in Freiburg vertrat, und mir, im Winter 1882/83, in der ich alle Not hatte gegen zwei Fronten zu schlagen. Paul hat sich weiterhin nicht eingehender mit Religionsgeschichte beschäftigt. Ich selbst, der ich die besten sechs Stunden jedes Tags meinem anstrengenden, schwierigen und in Freiburg besonders undankbaren Dienst opfern musste, nur über vier freie Wochen im ganzen Jahr verfügte, die zudem noch geteilt werden mussten, der ich mit Krankheit im Hause und anderer Lebensnot zu kämpfen hatte, fand niemals Zeit zur ausführlichen, quellenmäßigen Begründung meiner Anschauungen. Der Bibliothekar ist in den meisten Fällen dazu verurteilt sich auf kleinere, selbständige Arbeiten, auf Ausgaben und Sammlungen zu beschränken. Ich habe meine Grundanschauung nur in Vorträgen und gelegentlichen Äußerungen vertreten können. Elard Hugo Meyer war aber damals nicht nur mit einer Fülle gesammelten Wissens, sondern auch mit Arbeitszeit ausgestattet. Gerade die durch sein Leiden herbeigeführte Regelmäßigkeit des Lebens gab ihm Muße zu großen darstellenden Arbeiten, die auch durch seine getreue, verständnis- und aufopferungsvolle Lebensgefährtin gefördert wurden.

Im September 1883 schloss E. H. Meyer den ersten Band seiner Indogermanischen Mythen, die Untersuchung über *Gandharven-Kentauren* ab. Im Vorwort trat er kräftig für die vergleichende Mythologie ein und regte zur Gründung einer Zeitschrift für diesen Wissenszweig an¹³⁾. Sehr beachtenswert sind die Sätze am Schluss der Schrift (S. 210). Wir sehn, wie Meyer von Mannhardt ab-

¹³⁾ Die Zeitschrift für Deutsche Mythologie und Sittenkunde von J. W. Wolf und W. Mannhardt hatte es nur auf 4 Bände, 1853—1859, gebracht.

rückt, er nennt dessen Forschungen sehr treffliche, „wenn auch nicht ganz ausreichende“. Nach Meyer durchläuft die Mythengeschichte drei Hauptperioden, die des Seelen-, Geister-, Götterglaubens. „Das mythische Denken nimmt seinen Ausgang von der Vorstellung von der Seele — Die geheimnisvolle Erscheinung des Todes ruft die ersten freieren Gebilde menschlicher Einbildungskraft d. h. mythische Vorstellungen, zumal in den Träumen hervor — Die Vorstellung von der Existenz dieser menschlichen Seele geht der Be-seelung der Naturgegenstände und -Erscheinungen voraus — Sie erzeugt den Toten- oder Ahnenkultus — Den höchsten Ausdruck erlangt der Totenkultus in der Verehrung eines einzigen Urahnens, des ersten Verstorbenen des Stammvaters, Königs und Richters im Totenreich Die Kulturstufe, auf der die Menschen diesen Grund ihres Glaubens gelegt haben, ist die älteste. Daher haben alle Völker der Erde diese erste Periode aller religiös-mythischen Entwicklung durchlebt. —

Die Seelen werden mehr und mehr Geister — Daher sind die Naturdämonen, je älter sie sind, desto mehr mit den Eigenschaften der Seelen ausgestattet, je jünger, desto weniger.

Die dritte Periode ist nur denkbar bei Völkern des Ackerbaus und überhaupt rein staatlicher Kultur — Die individualisierten Einzeldämonen werden zu Göttern — Die Götter der Sonne und des lichten Himmels oder auch die Gewittergötter werden die obersten — Es bilden sich Götterstaaten — Die Formung der Mythen wird künstlerischer — Der Kultus wird großartiger und bedarf . . . der Priester . . . der Tempel — Der Mytheninhalt vertieft sich. Ethische, spekulative Elemente werden hineingetragen. Einige Völker gelangen auf diesem Wege zum entschiedenen Dualismus oder Monotheismus — Die gebildeten Klassen des Volks . . . bestimmen wesentlich den Ton und Gehalt des Glaubens — Aus diesen Kreisen geht sehr spät die religiös-mythische Literatur hervor, der wir den größten Teil unserer Mythenkenntnis verdanken.“

Die Gandharven-Kentauren reichen aus der Plebs superum, der Welt der Faunen, Satyrn und Laren, bereits in die Welt der Dii maiorum gentium, der großen Götter, hinüber. Sie sind die Versuchstypen, die unvollkommenen Modelle der späteren großen Wind- und Wettergötter Indiens und Griechenlands.

Mit Mannhardts Anschauungen setzte sich Meyer in einer Besprechung von dessen aus dem Nachlass heraus-

gegebenen mythologischen Forschungen¹⁴⁾ im Anzeiger für Deutsches Altertum XI (1885), 141—164, auseinander. Er sagt: nach reiflicher Ueberlegung der Vorstellungsgruppe, wonach die Seelen Verstorbener gern in Pflanzen ihren Wohnsitz nehmen, sich auch wol in Pflanzen verwandeln, wäre M. davor bewahrt geblieben, den Baum als ein bewusstes, menschlich denkendes und empfindendes Wesen aufzufassen, die Idee der „Baumseele“ als uralt und noch dazu als die Keimidee aller der Wald- und Feldgeistervorstellungen hinzustellen. Ehe der Mensch zu dieser Abstraktion gelangte, die einem späteren Zeitalter angehört und wol kaum über die Geltung eines poetischen Gleichnisses oder vorübergehenden Missverständnisses hinaus kam, bedurfte es jener älteren, dazu überleitenden Vorstellungen von der Bewohnung des Baumes durch Seelen Verstorbener oder durch Winde. Wind und Seele sind, wie fast alle Sprachen bezeugen, fast identische Begriffe, die Winde sind die am frühesten und völligsten beseelt gedachten, die zur Mythenzeugung befähigsten Naturerscheinungen. Bäume boten durch ihre Standfestigkeit, die allzusehr allen volkstümlichen Vorstellungen von wirklichem Leben widersprach, nur schwer Anlass zur Beseelung. So konnte denn in alter Zeit keine Baumseele entstehen, sondern die mit den Bäumen verbundenen Naturerscheinungen, die Wind- und Wolkenseelen, gaben den Baumdämonen ihr Hauptgepräge. Wind und Wolken schreibt Meyer die höchste mythenbildende Kraft zu.

Im 2. Bande der Indogermanischen Mythen (1887) behandelt Meyer die *Achilleis*. In dem 710 Seiten umfassenden Buche kommt er dazu, den Achilleusmythus für „eine bei allen indogermanischen Völkern wiederkehrende heroische Hauptform des Gewittermythus“ zu erklären (S. 654). Das Blitzwesen sei in der indogermanischen Urzeit „in mindestens zwei heroischen und zwei göttlichen Hauptformen bereits auseinander getreten, die sich bei den Ariern, Griechen und Germanen zum Achilleus- und Heraklestypus und zum Zeus- und Dionysostypus glänzend entwickelten“ (S. 683). Die Blüte des Blitzheroenmythus ist der fränkische Siegfriedmythus, aus dem die Nibelungssage erwächst (S. 695). Wenngleich Meyer in der Zusammenfassung seiner Ergebnisse (S. 696) meint, die Achilleisuntersuchung führe zu denselben oder ganz ähnlichen allgemeinen Grundsätzen

¹⁴⁾ Quellen und Forschungen 51. Straßburg 1884. — Meyers zahl- und inhaltreiche andre Besprechungen, z. B. in der Deutschen Literaturzeitung, muss ich hier übergeln.

der Mythologie, wie sie der erste Band der Indogermanischen Mythen ergeben habe, so ist er doch hier erheblich weiter geschritten und hat den Naturmythen soweit Recht eingeräumt, dass es für ihn immer schwerer wird, sie mit dem Seelenglauben der Urzeit in Einklang zu bringen. Dies ward wol allgemein empfunden, und so ist dieser mit riesiger Stoffkenntnis durchgeführten fleissigen Untersuchung ein wirklicher Erfolg nicht zuteilgeworden.

Nachdem schon mehr als hundert Jahre hindurch der Glaube an die Ursprünglichkeit und Echtheit der Eddischen Mythologie immer wieder geschwankt hatte, kamen nordische Forscher wie Petersen und Sophus Bugge zu dem unabweisbaren Schluss, dass die Eddalieder erst im 9. u. 10. Jahrhundert unter antikem und christlichem Einfluss entstanden seien. Die Sache war von höchster Wichtigkeit, deshalb entspann sich um sie sofort ein heftiger Kampf, in den nun auch Mayer eintrat, und zwar — was besonders zu beachten und als Beweis für seinen Gerechtigkeitssinn hochzuschätzen ist — nicht an der Seite seines verehrten Lehrers Müllenhoff, der wie der Isländer Finnur Jónsson heftig gegen die Zerstörer des schönen Traums vom hohen Alter und überhaupt der germanischen Ursprünglichkeit der Edda aufgestanden war. Zeugnisse sind Meyers beide Schriften *Völuspa* (Berlin 1889) und *Die Eddische Kosmogonie* (Freiburg i. B. 1891). Die *Völuspa* ist nach ihm von dem 1113 gestorbenen gelehrten Isländer Saemund verfasst und stellt nur die Umgießung der biblischen und christlichen Vorstellungen von der Wertschöpfung, dem Sündenfall, der Erlösung und dem Weltgericht in nordische Form dar.

Im Sommer 1888 hatte Meyer seine Vorlesungen an der Freiburger Hochschule begonnen. Dem älteren und bewährten Manne war die Förmlichkeit der Habilitation nicht ganz erspart geblieben, und so finden wir ihn als „Privatdozenten“ in den Vorlesungsverzeichnissen. Erst 1891 ist er zum Honorarprofessor ernannt worden. Zuerst las er *Germanische Mythologie*, darauf im Winter 1888/89 „Die mythologischen Lieder der Edda“. Ein Zuhörer berichtet mir aus einer dieser Vorlesungen, wie es während des Redens plötzlich wie eine Erleuchtung über Meyer gekommen sei, dass Balder ja kein anderer sei als Christus. Ich will hier gleich anschliessen, was über den Kreis von Meyers Vorlesungen zu sagen ist. Achtmal hat er *Germanische*, zweimal *Indogermanische Mythologie* gelesen, fünfmal *Lieder-Edda*, zweimal *Prosa-Edda*, einmal las er über die *Homerische Mythologie*, zweimal über *Hesiods Theogonie*.

Die mythologischen Uebungen, anknüpfend an die Edden, hatten wegen der Schwierigkeit der altnordischen Sprache nicht viel Zuhörer, während die andern Vorlesungen meist verhältnismäßig gut, sogar zum Teil sehr gut besucht waren. Den größten Hörerkreis fanden seine seit Sommer 1896 bis Sommer 1902 fünfmal gehaltenen Vorlesungen über Deutsche Volkskunde. In den Winterhalbjahren 1898/99 bis 1901/02 las Meyer nicht. Mit dem Sommer 1902 musste er seine Lehr-tätigkeit völlig einstellen, da die alte Krankheit, gepaart mit neuem schweren Leiden, wieder heftig aufgetreten war.

In dem April 1891 geschriebenen Vorworte zur Eddischen Kosmogonie stellte Meyer weitere ähnliche Abhandlungen: Heidhr und der Vanenkrieg, Odhin und Mimir, Himmel und Hölle, die letzten Dinge — „falls mir Kraft genug bleibt“ — in Aussicht. Wollten aber andere ihm die Arbeit abnehmen, so stelle er ihnen sein Material gern zur Verfügung: da ihm noch andere Pläne am Herzen liegen. Zur gleichen Zeit vollendete er das Lehrbuch der *germanischen Mythologie* (Berlin 1891), das bestimmt war dem wissenschaftlichen Studium der germanischen Mythologie den Weg zu ebnen. „Der Stoff selber entfaltet sich historisch, indem er von den älteren niederen zu den jüngeren höheren Vorstellungskreisen aufsteigt“. „Die Herleitung der wichtigsten Mythenmassen aus den Eindrücken, die der Tod, der Traum und der beherrschende Dreiklang der drei Hauptwettererscheinungen hervorrufen, ist hier zum ersten Male durchgeführt“. „Auch ist hier das christliche Element in größerem Umfange aus dem heidnischen ausgeschieden worden, wie ich fürchte, in einem noch zu geringen, wie manche Kritiker meinen werden, in zu weitem“. Er teilt den Stoff in Seelen-, Mären-, Naturdämonen-, höheren Dämonen-, Götterglauben (Gewitter- und Windgötter, Wolken-göttinnen) und den Heroenmythus ein.

Die „anderen Pläne“, die Meyer am Herzen lagen, bezogen sich zunächst sicher auf den weiteren Ausbau seiner vor mehr als einem Menschenalter begonnenen Untersuchungen über die *Spielmannslieder*. Vom 28. Januar, 20. März und 20. September 1893 sind seine drei *Quellenstudien zur mittelhochdeutschen Spielmannsdichtung* datiert. Sie gelten dem *Orendel*, dem *Ortnit* und dem *Wolfdietrich*. Er sucht deren Quellen auf und weist besonders nachdrücklich auf die Verwandtschaft mit dem Apolloniusroman hin. Er gedenkt noch nachzuweisen, wie die hellenistische Poesie und die spätgriechischen Mythen auch auf die nordische Sagenwelt übergriffen¹⁵⁾.

¹⁵⁾ Z. D. A. XXXVII (1893), 321 und XXXVIII (1894), 65.

Meyers für einen weiteren Leserkreis bestimmtes letztes größeres Werk, die *Mythologie der Germanen* (Straßburg 1903), das er seiner lieben Frau widmete, ist ähnlich eingeteilt wie das Lehrbuch von 1891. Beide Werke werden ihren Wert allezeit behalten, wenn auch wol Niemand sein mag, der ihnen vorbehaltlos und vollständig zustimmte. Denn wenn auch der Ausschluss der eddischen Mythologie und die allzuviel Raum einnehmende Gewitter-, Wind- und Wolkendeutung nicht zu billigen sind, so bleibt doch die fließende, lichtvolle Darstellung und die ungeheure Stofffülle bewundernswert. Meyer geht in dem letzten Buche aber auch auf die indogermanische Vorzeit und ebenso auf das Fortleben des Mythos bis in die neuere Zeit ein. Besonders das letztere ist wichtig, denn zu dieser Ausdehnung des Gebiets hatte Meyer seine eingehendere Beschäftigung mit der Volkskunde seit den neunziger Jahren befähigt. Und wenn er noch 1904 *Indogermanische Pflügebräuche* behandelte¹⁶⁾, so zeigte die Anknüpfung an das Sprachliche und die Heranziehung vieler Beispiele aus der Badischen Ueberlieferung, wie viel er seitdem vom Leben gelernt hatte.

Elard Hugo Meyers letzte Veröffentlichung auf dem Gebiete des Wissenszweigs, dem er sein Leben geweiht hatte, der indogermanischen Mythologie, ist der Aufsatz *Poseidon* in Roschers „Ausführlichem Lexikon der griechischen und römischen Mythologie“¹⁷⁾. Er erkennt in Poseidon den Gott aller strömenden Wasser, der nicht zu den ältesten, in die indogermanische Urzeit hinaufreichenden griechischen Göttheiten gehöre, und wenn auch unter den mythischen Meerwesen der Griechen eines der jüngsten, so doch daher eines der reifsten sei. —

Aber nicht nur gelegentlich, sondern auch mit vollem Einsatz seiner großen Arbeitskraft und Begeisterung hat sich Meyer auch der **Volkskunde** gewidmet. Ich selbst habe jene Zeit mit durchlebt, ja ich habe den innersten Anteil an der ganzen Bewegung hier in Baden, und so muss ich denn zugleich eigene Erlebnisse erzählen.

Die nach Anton Birlingers Tode 1891 von mir übernommene Alemannia zeugt davon, dass die Volkskunde eines meiner Lieblingsgebiete war. Andere fremde Länder und deutsche Landschaften hatten es uns zuvorgetan. Ich hoffte von einem umfassenden Sammeln und Ausbauen der Volksüberlieferungen mehr als von der vergleichenden Mythologie

¹⁶⁾ Zs. des Vereins f. Volkskunde XIV (1904), 1. 129.

¹⁷⁾ III, 2. Leipzig 1902—09, Sp. 2789—2854.

deren Schlüsse vielfach verfrüht und darum verfehlt schienen. Durch ererbte Neigung und besondere Umstände kam ich selbst viel mit der Landbevölkerung in Berührung und lernte sie als das wahre „Volk“, als die einzig zuverlässige Fortsetzung des altdeutschen Volkstums genauer kennen. Wie groß war mein Wunsch die Volksüberlieferungen zu sammeln und durchforschen zu können! Meine eigenen, seit den siebziger Jahren fortgeführten Sammlungen waren mir selbst so unzureichend. Längst schon hatte ich mit Meyer darüber verhandelt. Erst langsam ging er darauf ein. Wir wurden darin einig, dass der berufene Vertreter der deutschen Sprache und Literatur an der Freiburger Hochschule uns unterstützen müsse, wenn wir mit einem solchen weitausschauenden Plane hervortreten würden. Als nun zum Sommer 1893 Friedrich Kluge nach Freiburg berufen ward, der als Wortforscher für unsere Sache Verständnis und Neigung hatte, war der rechte Augenblick gekommen. Wir bildeten die erste *Badische Vereinigung für Volkskunde* und traten zunächst mit einem kurzgefassten *Fragebogen zur Sammlung der volkstümlichen Ueberlieferungen in Baden* hervor¹⁸⁾, dessen Einleitung mein Werk war.

Ueber die einzuschlagenden Wege waren wir nicht ganz einig. Meine Meinung, dass die Form eines Vereins aus vielen gleichberechtigten Mitgliedern nicht zu umgehen sein werde, drang vorläufig nicht durch. Es sollten wol Vertrauensmänner im Lande geworben werden, aber die Verarbeitung des durch diese und andere zu sammelnden Stoffs blieb dem ursprünglichen Dreimännerbunde vorbehalten. Ich selbst hätte am liebsten den ganzen Stoff in Regestenform veröffentlicht, so wie es anderwärts geschehen war¹⁹⁾. Wir teilten das Gebiet so, dass Meyer Sagen, Märchen, Sitten und Bräuche, Kluge das Sprachliche und mir Namenkunde, Hausbau, Volkstracht und Volkslied zufiel. Ein Wörterbuch der Badischen Mundarten ward leider nicht beschlossen, da die umliegenden Gebiete von Elsass-Lothringen, der Schweiz und Württemberg eigne Wörterbücher ihrer den unsrigen benachbarten und verwandten Mundarten herausgaben. So ist zum mindesten das fränkische Unterland Badens, das solche gutgestellte Nachbarn nicht besitzt, zu kurz gekommen, doch — so bin ich auf Grund der neueren Entwicklung unserer Volkskunde überzeugt — nicht für immer.

¹⁸⁾ Abgedruckt Alemannia XXI (1893), 301.

¹⁹⁾ Z. B. durch L. Korth, Volkstümliches aus dem Kreise Bergheim in den Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein L II (1891), 1.

Eine freudige Zeit der Arbeit schloss sich an. Die Großherzogliche Regierung unterstützte uns kräftig. Namentlich die Schule war für uns. Hunderte von Volksschullehrern arbeiteten für die Volkskunde. Besonders das gebirgige Oberland ergab reiche Ausbeute. Mangelhaft und teils ganz unbedeutend war die Mitarbeit im Wiesental, in der Seegegend und im fränkischen Unterland mit Ausnahme des Schulkreises Bruchsal. Von der Geistlichkeit war hilfreich zunächst besonders die katholische, während leider damals die evangelischen Pfarrer uns wenig Verständnis entgegenbrachten — eine Tatsache, deren Ursachen ich hier nicht erörtern will. Auch die akademisch gebildete Lehrerschaft, die Archiv- und Bibliotheksbeamten haben wenig Hilfe geleistet. Es hat sich hier völlig bewährt, dass die Volkskunde eine besondere, von Vorbildung und Studium und überhaupt äußeren Einflüssen unabhängige Geistesrichtung und Begabung voraussetzt, die in allen Ständen vertreten sein kann. Vor allem lässt sie sich nicht am Studiertisch allein betreiben und erlernen. Mit dem Volke umgehen zu können, ist erste Bedingung, und diese zu erfüllen vermag man nur, wenn man Wol und Wehe des Volks auch kennt und mit Herz und Gemüt dabei ist diese Kenntnis zu mehren und zu vertiefen. Will man politischen Schlagwörtern folgen, so war Meyer Demokrat, ich Aristokrat. Dazu kann stimmen, dass er als Liberaler höheren Wert auf Theorien und Zukunftspläne legte, während ich als Konservativer das Seiende zu sehn, zu erklären und zu erhalten suchte. Dem entspricht genau, dass ich stets lebendigen und tatsächlichen Zusammenhang mit den gütererzeugenden Ständen unterhalten habe, während Meyer solchen Verkehr nur gelegentlich und mehr theoretisch betrieb. Demgemäß ist mir von jeher die Volkskunde nicht nur Grundlage von Vermehrung der Erkenntnis, sondern auch zum nicht geringen Teil Handhabe zu praktischer Hilfeleistung gewesen. Meine beiden Mitarbeiter waren anders gesinnt, und hieraus ergab sich notwendig mancherlei Meinungsverschiedenheit, die dann auch bewirkte, dass wir nach und nach immer mehr eigene Wege gingen.

Ein neuer Fragebogen ward ausgegeben, der besonders in Meyers Gebieten genauer ausgearbeitet war²⁰). Da auf Empfehlung des Oberschulrats und der Kreisschulräte besonders die Volksschullehrer für unsere Sache eintraten, kam eine reichhaltige, fruchtbare Stoffsammlung zustande,

²⁰) Vgl. darüber Alemannia XXII (1894), 191.

die nun, nach fränkischem und alemannischem Gebiet geteilt in den Universitätsbibliotheken zu Heidelberg und Freiburg niedergelegt ist.

Auch die Hindernisse unserer Bewegung müssen hier erwähnt werden. Im Jahre nach unserem ersten Auftreten ward in Baden mit kräftigster amtlicher Unterstützung ein Verein für Erhaltung der Volkstrachten ins Leben gerufen, dessen Ziele größtenteils — wenn auch bei engerer Stoffbegrenzung — die unseren waren. Auch ein Verein für ländliche Wohlfahrtspflege mit ähnlichen Zielen erschien und der Architekten- und Ingenieurverein hub an sich der Hausbauforschung zu widmen. Später hat gar, ebenso mit amtlicher Unterstützung, ein außerbadischer junger Gelehrter in Baden „Spinnlieder“ gesammelt und herausgegeben und noch verschiedene Sonderbestrebungen haben in Regierungskreisen Hilfe gefunden. Eine wesentliche Schädigung erlitt unsere Tätigkeit durch Angriffe von Zentrumsblättern auf Grund der vielleicht etwas unvorsichtigen, wenn auch geschichtlich und wissenschaftlich unanfechtbarem, in Meyers Anteil des Fragebogens gestellten Frage nach dem Kreuz als Zaubermittel. Selbstverständlich hatte der gottgläubige, wenn auch politisch liberale E. H. Meyer nie daran gedacht die Kirche zu beleidigen; doch war durch diese Anfeindungen in katholischen Kreisen Misstrauen gesät, und zu meinem großen Schmerz erlitt unsre Sache einen schweren Schaden. Mit Freuden und Dankbarkeit sei jedoch anerkannt, dass auch eine Reihe von katholischen Geistlichen uns treu zur Seite geblieben ist.

Im Jahre 1894 veröffentlichte Meyer versuchsweise eine Zusammenfassung der „*Badischen Volkskunde*“²¹⁾, die schon auf eine gründliche Durcharbeitung des gedruckten Schrifttums schließen ließ. Nach einem gedrängten geschichtlichen Überblick über volkskundliche Tätigkeit im Reich und dann in Baden beklagt er, dass das Land Hebels noch nicht einmal über ein Wörterbuch seiner Mundart verfüge. Auch das bisher gesammelte Sagenmaterial fand er „in einem für die Wissenschaft wenig brauchbaren Zustande“. Er vermisst vollkommen eine Zusammenstellung der Volksbräuche. Er schildert darauf unsere Maßnahmen, berührt anschließend an unsern größern Fragebogen Hausbau und Volkstracht, Gewerbe, Märchen und Lieder und geht dann auf seine in den Indogermanischen Mythen dargelegten mythologischen Anschauungen ein. Unbefangene, volkskundliche Sagen-

²¹⁾ Sonderabdruck aus *Alemannia* XXII.

untersuchung werde „einen großen Teil der sogenannten eddischen Mythologie als zwar oft hochpoetisches, aber spätes und gelehrtes Machwerk in grellestem Lichte zeigen.... Dagegen stellen sich die in unserm Fragebogen angedeuteten Figurenmassen, Figurengruppen und Einzelfiguren in der germanischen Sagenwelt als ältere, mittlere und jüngere volksechte mythische Gebilde überall wieder ein“. Er zeigt das an der Sage vom wilden Heer. Weiter schildert er die Sagenkreise der Seelengeister, der Alpdruckgeister und der Wettererscheinungen und kleineren Gruppen, erklärt die Abteilung der Sitten und Bräuche für die allerwichtigste und schließt mit einem kurzen Überblick über das Sprachliche.

Auch diese kleine Schrift ist von uns in hunderten von Stücken verbreitet worden und hat wol nicht wenig dazu beigetragen der Volkskunde in Baden die Wege zu bahnen.

Dass auf die Jugend einzuwirken sei, stand bei uns fest. Wir veranstalteten daher in der Universität Übungsabende für Studenten, die zunächst sehr gut besucht waren, besonders aus theologischen Kreisen. Anschließend an eine belehrende Einleitung, zuerst über weitere, dann über engere Gebiete der Volkskunde stellten wir Fragen an die Zuhörer, suchten sie für die Sache zu begeistern und entlockten ihnen manchen wertvollen Beitrag, der uns Fingerzeig für spätere gründlichere Forschung geworden ist. Manche Studierende lieferten selbständige schriftliche Arbeiten über die Volkskunde ihrer Heimat oder hielten selbst Vorträge. Leider ist dieses rege Treiben, aus dem alle Teilnehmer Nutzen zogen, durch jene unberechtigten Zeitungsangriffe gestört worden. Meyer hat dann diese Versuche in seinen Vorlesungen mit Erfolg fortgesetzt, während ich durch Vorträge auf die große städtische oder ländliche Einwohnerschaft zu wirken suchte, wie es noch heute im Verein „Badische Heimat“ geschieht. An der Heidelberger Hochschule wird heute wieder nach Erteilung eines Lehrauftrags an Prof. Dr. B. Kahle Volkskunde gelesen, während in Freiburg mit E. H. Meyers schwerer Erkrankung und Tod die Universität volkskundliche Vorlesungen entbehren muss.

E. H. Meyers erste kleine selbständige Arbeit aus der Volkskunde Badens in der Festschrift zur 50jährigen Doktorjubelfeier Karl Weinholdts (Straßburg, Trübner, 1896) behandelt *Totenbretter im Schwarzwald*. Er stellt fest, dass die Totenbretter, d. h. die Bretter, auf denen die Leichen zuletzt im Hause gelegen haben, in den Badischen Amtsbezirken Neustadt, Villingen und Bonndorf, in der Nähe der Häuser an Wege oder über kleine Wasserläufe und Gräben gelegt werden, und weist darauf hin, dass der hohe Schwarzwald

im 16. und 17. Jahrhundert besonders aus dem Hauptgebiet der Totenbretter, Baiern und Tirol besiedelt worden ist und somit der Brauch auch von dort übernommen sein kann. „Noch schwankt die Wage zwischen Baiern und Alemannien.“

Weiter ausholend war eine zweite volkskundliche Arbeit, zu der Meyer gleichfalls durch den Schwarzwälder Befund angeregt ward: *Der Badische Hochzeitsbrauch des Vorspannens* in dem Freiburger Universitäts-Festprogramm zum 70. Geburtstage des Großherzogs Friedrich 1896. Er hatte gerade in der nächsten Umgebung Freiburgs, im Dreisamtal noch den alten Brauch feststellen können, dass am Tage vor der Hochzeit, bei der Ueberführung des Brautwagens die Burschen des Orts eine Kette quer über die Straße spannen und so den Wagen anhalten, wobei althergebrachte Sprüche vorgetragen werden. Nach Zahlung eines gehörigen Trinkgelds durch den Hochzeiter wird der Weg freigegeben, was früher durch einen Schwertstreich geschah. Auch sonst im Schwarzwald ist der Brauch verbreitet.

Meyer findet die Sitte des Vorspannens bei den Südgermanen, Franzosen und Italienern, Slaven und Esthen. Wahrscheinlich hat sie als eigentümlich südgermanisch zu gelten und hat sich dann zu jenen andern Völkern verbreitet, ist überhaupt wol altgermanisch aber nicht indogermanisch. Unsere damals bereits vorliegenden Sammlungen zur Volkskunde sind dieser Arbeit besonders zugute gekommen.

Aus Meyers Vorlesungen an der Freiburger Hochschule hervorgegangen ist ein kühner Versuch, die *Deutsche Volkskunde*,²²⁾ deren Vorwort am 1. November 1897 geschrieben ist. „Alle die Männer, so hebt er an, die berufen sind dem Volke zu raten und zu helfen, ja alle wahren Volksfreunde empfinden immer dringlicher die Pflicht einer genauen Bekanntschaft mit den Zuständen und Anschauungen des gemeinen Mannes. „Die Volkskunde, die das Alte liebevoll der Erinnerung bewahrt und aus Aelterem erklärt und zugleich aufmerksam die Vorbereitung und Wendung zum Neuen nachweist, hat eine wissenschaftliche und zugleich eine soziale Aufgabe. Der anspruchsvolle Titel des Buchs sei nur der Kürze halber gewählt; in Wahrheit sei es ein Buch der Beispiele, gleichsam ein in erzählende Form gegossener Fragebogen. „Unser Jahrhundert darf nicht schließen, ohne dass eine wirkliche eingehende Kenntnis des Volks in den weitesten Kreisen wenigstens angebahnt wäre.“

²²⁾ Straßburg, Trübner, 1898.

Das außerordentlich reichhaltige Buch gliedert sich in sieben Abschnitte: Dorf und Flur, Haus, Körperbeschaffenheit und Tracht, Sitte und Brauch, Volkssprache und Mundarten, Volksdichtung, Sage und Märchen. Mehr als die Hälfte nimmt Sitte und Brauch ein, spärlich ist Haus, Körperbeschaffenheit und Tracht, Volkssprache und Mundart, besonders spärlich Volksdichtung und Sage und Märchen bedacht. Genau genommen ist das ganze Buch nur eine Anleitung zur volkscundlichen Forschung, die unendlich viele Anregungen gibt, aber nur ungleichmäßig, an manchen Stellen, den Lieblingsgebieten des Verfassers, zur Ausarbeitung wird. Mag man diese Ungleichmäßigkeit bedauern oder tadeln: die Nützlichkeit dieses ersten Versuchs auf so ergibigem Felde muss anerkannt werden. Wäre es Meyer vergönnt gewesen, die außerordentlichen Fortschritte der Volkskunde nach weitem zehn Jahren in einer neuen Auflage der „Deutschen Volkskunde“ zusammenzufassen, so wie er es geplant hatte, so würde eine um so viel mehr abgerundete und ausgestaltete Arbeit vorgelegen haben, zumal mehr als in anderen Werken hier des Verfassers nicht von allen Forschern geteilte Lehrmeinungen zurückgedrängt waren.

Im Jahre 1900 sind zwei weitere umfassende Werke aus dem Gebiete der Volkskunde gefolgt. Das eine ist die dritte Bearbeitung des *Deutschen Volksaberglaubens der Gegenwart* von Adolf Wuttke²³⁾. Meyer hat hier Wuttkes Werk als Ganzes zu erhalten gesucht, darum die mythologischen Anschauungen des Verfassers geschont und nur die Geschichte des Hexenwesens umgestaltet und das Ganze aus dem reichen, ihm zu Gebote stehenden Schatze der Südwestdeutschen Volksüberlieferung fleißig und verständnisvoll ergänzt, so dass das Werk für lange Zeit noch die „reichste Schatzkammer des deutschen Volksaberglaubens“ bilden wird.

Von ganz anderer Art aber ist das andre Werk des Jahres 1900, das *Badische Volksleben im neunzehnten Jahrhundert*²⁴⁾. Das Vorwort schildert treffend und für uns Mitarbeiter, denen er dankbar das Buch gewidmet hat, in gewissem Sinn ergreifend den Aufbau des ganzen. Dies Buch hat seinem Verfasser erst ganz das schöne Badener Land zur zweiten Heimat gemacht. Er schilderte vorzugsweise nur die Sitten und Bräuche. Volksdichtung, Trachten- und Hausbau streift er nur und über-

²³⁾ Berlin, Wiegandt und Grieben.

²⁴⁾ Straßburg, Trübner.

lässt sie uns andern. Stärker betont er hier die soziale Seite der Volkskunde. Durch ernste Aufklärung soll dem schädlichen Aberglauben, der Gespenster- und Geisterfurcht, dem Hexenwesen und der Sympathiedoktorei entgegengetreten werden. Die Spinnstube sollte veredelt, das Patenwesen, das Verhältnis der Geschlechter, der Eltern und Kinder, der Herrschaften und Dienstboten gehoben werden. Bei der Kindheit ist das religiöse Element zu stärken, den Festen ein stärkerer poetischer und sittlicher Gehalt zu verleihen. Die Volkstracht kann erhalten werden. Vor allem aber ist dem Volkslied die alte Poesie, die einfache Schönheit des Gesangs zurückzugeben.

Das Werk ist rein sachlich geordnet und überblickt in acht Abschnitten, denen sich eine auf die Eigenschaften des geschilderten Volkstums Schlüsse ziehende Rückschau als neunter anschließt, am Laufe des Menschenlebens von der Geburt bis zum Tode Sitte und Brauch. Den reichen Badischen Stoff sucht Meyer durch Heranziehn der nachbarlichen und fernerer deutschen Volkskunde, auch der Überlieferung nichtdeutscher und nichtgermanischer Völker zu erklären. So überraschend es oft sein mag, Parallelen aus allen Teilen des volklich so ungleichmäßigen Badischen Landes herangezogen zu finden, so wirkt dies Hin- und Herspringen doch verwirrend und nicht immer erklärend. Größere Klarheit des Bildes würde sich noch aus landschaftlich abgeschlossenen Darstellungen ergeben haben, selbst auf die Gefahr von Wiederholungen hin. Auch die oft gar zu unpersönliche Art der Darstellung ist hie und da ermüdend. Die Ursache der keineswegs sachentsprechenden Verbreitung des Buchs kann in diesen Umständen gesucht werden. Unendlich reich ist aber der bewältigte Stoff und auch die sachliche Gliederung ergibt so viel Richtiges und Wichtiges, dass vor allem freudige Dankbarkeit das Gefühl ist, mit dem man das Werk liest. Für die Volkskunde in Baden wird das Werk immer die Hauptstütze bleiben. Aus jenem Dreimännerbunde, dessen Stoffsammlungen die Grundlage von Meyers Buch bilden, hat sich 1904 der Badische Verein für Volkskunde und 1908 der große auch Wohlfahrtspflege und Heimatschutz umfassende Verein „Badische Heimat“ entwickelt.

Mit der oben schon kurz gewürdigten Mythologie der Germanen, den indogermanischen Pfügebräuchen und dem Poseidonaufsatz hat Elard Hugo Meyer seine Lebensarbeit abgeschlossen. Er hat sich in diesen Schriften wieder an die große wissenschaftliche Welt gewandt. Hat er durch diese und ähnliche umfassende Werke seinen Ruf als Ge-

lehrter und Mensch gesichert, so ist sein Gedenken uns Süddeutschen und Badenern doch besonders teuer durch die große und eindringende Tätigkeit, die er unserm Lande gewidmet hat. Wir werden diesen Mann mit dem durchdringenden Verstand, dem reichen Wissen und dem reicheren Herzen nie vergessen. Ich glaube nicht besser schließen zu können als mit den Worten, die ich vor der großen Trauerversammlung auf dem Freiburger Friedhofe, jenem Gottesacker, auf den so freundlich die Schwarzwaldberge herniederschauen, am 14. Februar 1908 gesprochen habe. Ich erinnerte an des Dahingeshiedenen Tätigkeit als Mitbegründer unserer heimatkundlichen Bewegung, seinen Fleiß, seine Nachhaltigkeit, seine Wärme, die er dieser zugewandt, und gedachte dann seiner Schrift über die Totenbretter im Schwarzwald mit den Worten: Das Totenbrett, das Gedächtniszeichen Elard Hugo Meyers ist sein Werk über die Volkskunde des Badischen Lands, auf Weg und Steg wird es uns erinnern an ihn, den feinsinnigen, warmherzigen, aufrechten Mann. Sein Gedächtnis wird bei uns nie vergehn.

